Ein Doppelleben [Fortsetzung]

Autor(en): **Widmann, Joseph Viktor**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **13 (1923)**

Heft 34

PDF erstellt am: **28.04.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-643770

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nummer 34 — XIII. Jahrgang | Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst | Bern, den 25. August 1923

Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern

Hütend legt das große Leben . .

Von Johanna Siebel.

Hütend legt das große Leben
Ueber alle Kinderseelen
Heilge Schleier, und die Liebe
Darf die zarten Hüllen heben.

Darf von gottgeschirmten Grüften,
Wo die Kindheitswunder schlummern,
Mit den regen milden Händen
Täglich neue Schleier lüften.

Um mit diesem reinsten Glänzen,
Das wie Himmelsfreude strahlet,
Trüber Erdentage Plage
Märchenlieblich zu bekränzen.

Ein Doppelleben.

Erzählung von Joseph Viktor Widmann. 6

Bald darauf saß Staunton im sausenden Eisenbahnzuge, der haarscharf am Rande des Hudson hingeht, so daß die Reisenden den Lauf dieses gewaltigen, von majestätischen Seeschiffen belebten Stromes und sein schönes Tal nie aus den Augen verlieren. Das rege Treiben, das in den Waggons dieser Bahnlinie herrscht, riß auch Staunton aus seinen Träumereien. Zuerst hatte er sich der kleinen Buben zu erwehren, die als fahrende Kleinhändler mit Aepfeln, Pfirsichen und Zuckerwerk von Wagen zu Wagen laufen. Dann kamen die News boys, die Zeitungsburschen mit ihren Vorräten politischer, kommerzieller, ernster und humoristischer Literatur. Diese schlauen Gesellen bieten den Passagieren nichts an im Moment des Einsteigens; denn da denkt doch jeder Reisende hauptsächlich nur darauf, einen guten Platz zu gewinnen. Dann aber, wenn die Leute alle ihre gesicherten Plätze haben und nach der ersten Emotion der wirklich begonnenen Abreise eine gewisse Abspannung oder Langeweile sich einstellt, dann brechen sie mit ihrer Ware hervor. Ulysses Staunton versah sich mit einem bedeutenden Vorrat von Lektüre, da ihm niemand im Zuge so viel Interesse abgewann, daß er sich mit mündlicher Unterhaltung hätte die Zeit vertreiben mögen. Es waren hier in einer Wagenklasse vereinigt Reisende, die in Europa auf drei bis vier Klassen sich verteilen würden, reiche englische Familien aus dem Mutterlande, die zu ihrem Vergnügen reisten, Offiziere in Scharlachröcken, die auf Urlaub aus Kanada herübergekommen und auf der Rückreise begriffen waren, behäbige, vierschrötige Farmer aus der Umgegend, die auf den einzelnen Stationen ausstiegen, um gewöhnlich durch Ihresgleichen rasch ersetzt zu werden; aber auch echte Hinterwäldler mit Kugelbüchse und Holzaxt saßen da und dort in einer Ecke und — als die schüchternsten und unansehnlichsten aller dieser Passagiere, aber zahlreich genug — Auswandererfamilien aus dem alten Europa, Iren und Deutsche besonders.

Ulysses Staunton ließ sich Zeit zu seiner Reise; er stieg da und dort aus, um sich die Gegend zu besehen, mehr mit dem Auge des Malers als dem des Holzhändlers; namentlich die freundlichen Landschaften des durchwegs gebirgigen Vermonter Ländchens fesselten ihn mehrere Tage, die er auf Ausflügen zu Pferde angenehm zubrachte. Dann ging es wieder weiter mit der Bahn, bis er Kingston am Ontariosee erreichte, von wo er seine Reise auf einem der prächtigen hohen Dampfer fortsetzte, die diesen gewaltigen See befahren.

Es war an einem frischen Sommermorgen vor Tagesanbruch, als Staunton auf einem Schiffe, das wohl wert gewesen wäre, die Königin Kleopatra auf einer ihrer luxuriösen Lustfahrten zu tragen, in das weite, breite Wasserfeld hinausdampfte, das unter dem Nebeldufte hinweg noch aus großer Ferne mit tausend flimmernden Wellen glitzerte. Schon rötete sich der östliche Himmel; die Nebel flohen und ließen plötzlich das waldreiche Ufer und die Vorgebirge hervortreten, die da und dort in den See sich erstrecken. Es war ein herrlicher Tag und Lebenslust durchdrang alle auf dem Deck des Schiffes Befindlichen, selbst die armen, dürftig gekleideten Auswanderer, die ihre Reisemühsale zu vergessen und wie verschmachtende Pflanzen, die man ins Wasser setzt, neu aufzublühen schienen.

Unter der bunten Menge, die sich des Schauspiels der aufgehenden Sonne freute, befand sich auch ein schönes junges Mädchen, das manchen Blick der an Bord befindlichen

Männer vom aufgehenden Feuerball ablenkte und so ganz eigentlich als eine Nebenbuhlerin der Sonne erschien; nur daß diese, wie sie nun ihre Strahlen auf das dahinschwebende herrliche Schiff verschwenderisch ausgoß, ihrer Rivalin selbst noch neue Reize verlieh. Es gab nichts Lieblicheres zu sehen, als das unter einem kleinen Hütchen sich hervorstehlende blonde Kraushaar, das in freien seidenen Spiralen um die Stirn und die Schläfe des jungen Mädchens flatterte und nun hell glänzte im Morgensonnenschein. Und nun in dieser Glorie der blonden, im Winde spielenden Löckchen ein allerliebstes frisches Gesichtchen, aus dem zwei dunkelblaue große Augensterne so fragend, so fast furchtsam und dann auch wieder so lebensfroh und immer mit bezauberndem innigen Ausdruck hervorleuchteten! Von welchem Gewerbe, Stande, Range, aus welcher Klasse der Gesellschaft das schöne Mädchen war, das konnte man der schlanken Figur nicht ansehen, die nett, nach der Mode, aber nicht luxuriös gekleidet war. In Amerika sieht man überhaupt den Leuten nicht so leicht an, was einer ist, während im alten Europa jeder mehr oder weniger öffentlich gezeichnet ist. Vielleicht war sie eine Farmerstochter, aber sie konnte ebensogut eines Professors oder eines Generals Kind sein. Ein zierlicher Kranz Kunstblumen rahmte ihr seidenes Hütchen und ihr kindlich unschuldiges Gesichtchen auf eine recht geschmackvolle Weise ein, und überhaupt war sie von Kopf bis zu Fuß in solche rosige und lebhafte Farben gekleidet, wie sie den jungen Bürgerinnen der Vereinigten Staaten behagen.

Zum bloßen Vergnügen reiste die junge Schönheit nicht; das konnte Staunton, der sich von ihrer Erscheinung wie gebannt fühlte, alsobald bemerken, wie großes Vergnügen ihr auch diese Fahrt zu gewähren schien. Sie war gewisser Einkäufe wegen nach Kingston gekommen; eine Menge Schachteln, Körbe und Kistchen stand und lag um sie herum und war auf dem Boden und auf der längs der Brüstung laufenden Bank so von ihr geordnet worden, daß dieses Reisegepäck, ohne den andern Passagieren geradezu beschwerlich zu fallen, doch eine kleine Festung bildete gegen allzu intime Annäherungsversuche fremder Herren. Ein solches Bollwerk war nicht überflüssig; denn alle männlichen Personen des Schiffes, vom schwarzen Schiffskoch aufwärts bis zum etwas fetten, ältlichen Kapitän, huldigten durch mehr oder weniger zudringliche Blicke den frischen Reizen dieser Gestalt, die wie eine Personifikation des Frühlings sich ausnahm.

Aber Staunton lief allen den Rang ab. Denn als die Frühstücksstunde kam und das junge Mädchen mit unbefangener Heiterkeit aus einem Reisetäschchen ein weißes Brot herauszog, das sie als einzigen Morgenimbiß mit ihren weißen Zähnen zu knuspern begann, während die meisten Passagiere sich im Salon gütlich taten an den Delikatessen des angloamerikanischen Breakfest, da näherte sich Staunton mit weltmännischer Höflichkeit dem jungen Mädchen und fragte in jenem ihm eigenen Tone, der Achtung und Herzlichkeit zu gleicher Zeit ausdrückte, ob das Fräulein ihm den Gefallen tun möchte, mit ihm hier auf Deck gemeinschaftlich zu frühstücken?

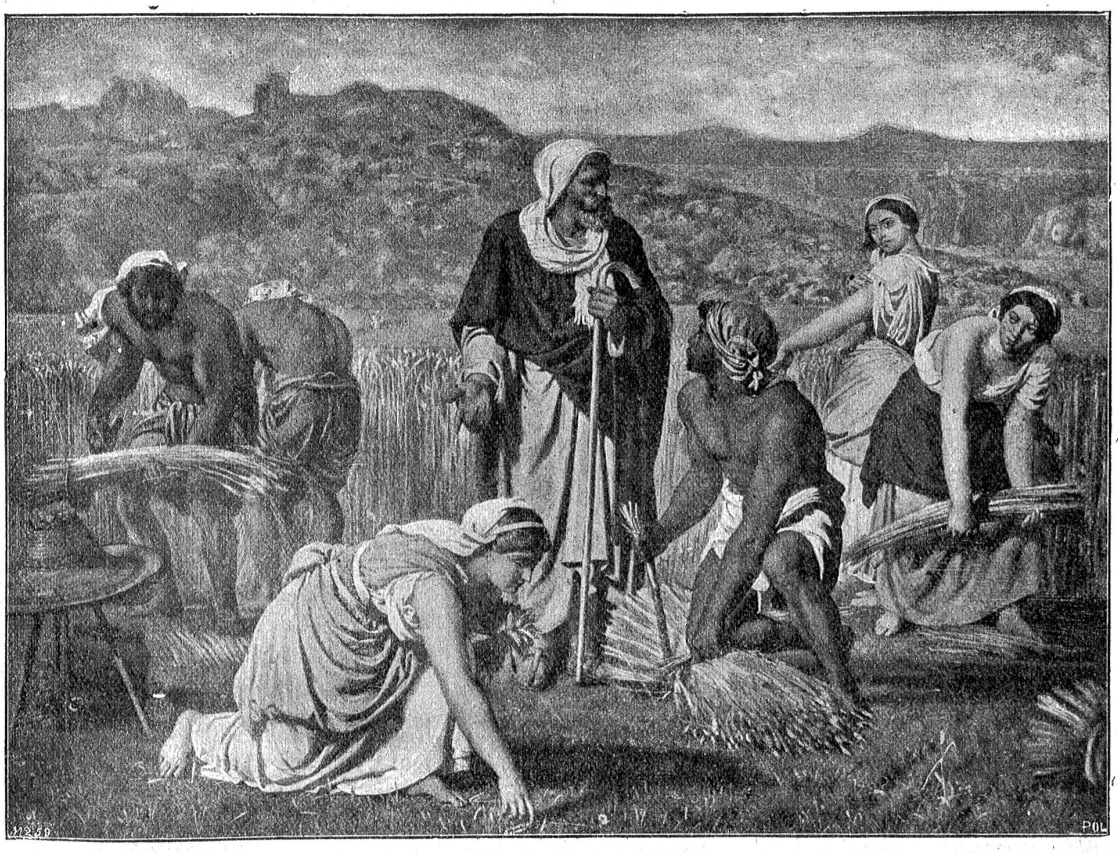
Der Leser muß bedenken, daß diese Frage, die auf den Boulevards von Paris eine höchst indiskrete gewesen wäre, hier auf dem Verdeck eines Ontariodampfers bei weitem diesen verfänglichen Charakter nicht hatte. Auch ist bei amerikanischen Damen das Bewußtsein ihrer Würde und ihrer Unantastbarkeit ein so großes, daß sie eher wagen, auf derartige Anerbietungen mit Ja zu antworten, vorausgesetzt der Fragende habe das Wesen eines Gentleman und gefalle ihnen überhaupt.

Die junge Miß errötete flüchtig; dann sagte sie, während ein reizendes Lächeln ihre Wangen überhauchte: „Sie sehen, mein Herr, daß ich mein Frühstück bereits begonnen habe, während Sie noch über nichts verfügen, das Sie mir anbieten könnten."

Das war fast mit Mutwillen vorgebracht und weder eine Zusage noch eine Ablehnung. Sofort winkte Staunton einem vorübereilenden Kellner und bestellte für zwei Personen Schokolade mit Semmeln; noch mehr zu bieten, hielt er für unklug; er wollte der jungen Dame nicht durch splendide Bewirtung verdächtig werden. Seine Berechnung erwies sich als richtig. Das Fräulein würde ein reichliches Frühstück abgelehnt haben, während sie eine Tasse warmer Schokolade bei der frischen morgendlichen Brise, die über den weiten See strich, gern annahm.

Und nun saßen sie beisammen und als nach einer halben Stunde die andern Passagiere wieder aus dem Salon auf das oberste Verdeck stiegen, da bemerkten die Männer mit Neid, wie die junge Schönheit ihren Kavalier bereits gefunden hatte. Es war natürlich, daß Staunton seinen Posten nicht mehr aufgab. Ohne aufdringlich zu werden, unterhielt er das junge Mädchen mit fröhlichem Geplauder, wie eben ein Wort das andere gab, und war beglückt von der Naivität ihrer Antworten. Bald wußte er ihre ganze Geschichte. Sie war die Tochter eines Arztes von englischer Abstammung; die Mutter war seit zwei Jahren tot. Früher hatten sie in Quebec gelebt. Aber dem Vater, der in Quebec auch eine Apotheke gehalten, war ein Unglück widerfahren; er hatte — eigentlich war es die Schuld eines Lehrlings — statt eines unschädlichen Schlafpulvers ein tödliches Gift verabreicht und dadurch den Tod einer Offiziersfrau veranlaßt. Dieses trübselige Ereignis, das den Vater in einen Prozeß verwickelte, der allerdings mit seiner Freisprechung endigte, wirkte so niederschlagend auf den gewissenhaften Mann, daß er Quebec zu verlassen für gut fand, wo er zuweilen bittere Anspielungen über jenen Vorfall aus dem Munde der Bevölkerung zu hören bekam. Er war in die Einsamkeit gezogen; zwei Stunden hinter Toronto, der großen Endstation des Ontariosees, lag sein Blockhaus im Ahornwalde. Dort lebte der schon alternde und in seinem Gemüt angegriffene Mann seiner Lieblingsbeschäftigung, dem Sammeln interessanter Pflanzen und Kerbtiere. Er verkaufte diese Gegenstände, nicht in dem nahen Toronto, sondern in Kingston, wo er seinen Hauptabnehmer hatte, der mit diesen Naturalien die werdenden Museen des amerikanischen Kontinents versorgte und einzelnes sogar nach Europa schickte. Die Tochter fuhr zuweilen nach Kingston, da der Vater immer mehr sich bestärkte in seinem Abscheu, unter die Menschen zu gehen; sie brachte die gebrechlichen Waren des Alten, Pappschachteln voll aufgespießter Schmetterlinge und Käfer, getrocknete Pflanzen und andere derartige Raritäten persönlich dem Abnehmer ins Haus und besorgte bei diesem Anlasse zugleich die nötigen Einkäufe für ihr einsiedlerisches

häusliches Leben im Walde. Sie wohnte dann bei einer entfernten Verwandten des Vaters in Kingston und brachte daselbst gewöhnlich einige Tage zu, bis sie dann wieder — wie eben jetzt — die Rückkehr zum einsamen Vaterhause antrat, das sie vor einbrechender Nacht erreichen konnte, wenn das Dampfschiff sich nicht verspätete; sonst mußte sie die Nacht in Toronto zubringen.



Karl Gleyre: „Ruth und Boas". Aus dem Zürcher Neujahrsblatt der Künstlergesellschaft 1879.

Das alles plauderte Grace, so hieß die junge Miß, im Laufe des langen Tages unbefangen heraus, während ihre lieblichen Gesichtszüge, je nachdem sie eben einen traurigen oder einen fröhlichen Umstand erzählte, sich wie der Himmel an einem stürmischen Apriltage abwechselnd verdüsterten und sonnig erhellten. Natürlich mußte auch Staunton erzählen, was ihn in diese Gegend führte. Es zeigte sich, daß ihn gerade die unermeßlichen Waldungen interessierten, die hinter Toronto sich ausdehnen. Aber so weit ging seine Offenheit nicht, daß er es über sich gebracht hätte, von seiner Verheiratung zu sprechen und von seinen sonstigen Familienverhältnissen. Auch seinen Namen hatte er einstweilen verschwiegen.

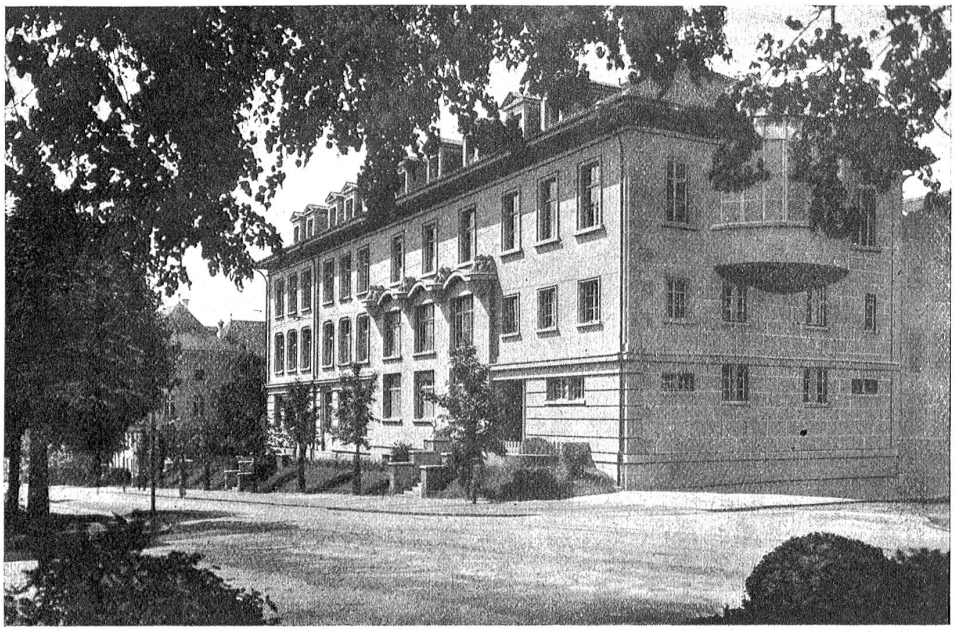
Das Schiff lief in Toronto zu einer Abendstunde ein, die der jungen Miß allenfalls noch gestattete, vor völliger Dunkelheit ihr väterliches Haus zu erreichen; aber sie mußte sich beeilen. Hier bewies sich nun Staunton als ein ihrem Dienste sich weihender Kavalier, dessen Beistand das, wie schon gesagt, mit Handgepäck allzureichlich belastete Mädchen gern annahm. Aber Stauntons freundliche Sorgfalt erstreckte sich nicht bloß auf die Hilfe beim Aussteigen aus dem Dampfer, sondern er wollte auch für die Miß einen kleinen Wagen mieten, der sie zu ihrer Behausung führen sollte. Da lachte das Mädchen fröhlich und erklärte ihrem Beschützer, ein Wagen, und wäre es das leichteste Kabriolet, könne an einer gewissen Stelle des Waldes nicht durchkommen, da eine eigentliche Straße, ja auch nur ein breiter Fußweg nach der einsamen Ansiedlung noch nicht bestehe. Aber reiten werde man doch können? fragte Staunton. Und als Grace dies bejahte, bat Staunton die junge Waldnymphe, die an der Höflichkeit ihres Kavaliers immer größeren Gefallen fand, hier einen Augenblick seiner zu harren; er werde für zwei Pferde sorgen. Denn, daß sie bei einbrechender Dunkelheit den einsamen Pfad in die Wildnis nicht allein zurücklegen dürfe, das stehe ihm fest und sie müsse ihm schon gestatten, ihr Begleiter zu sein. Ohne eine Antwort abzuwarten, eilte er in den Gasthof beim Landungsplatze. Der Wirt zauderte nicht, einem Gaste, der in Banknoten fast das Dreifache des Wertes der beiden Pferde zum Pfand hinterlegte, zwei Reittiere, das eine mit Damensattel, anzuvertrauen, so daß sich Grace nach einer halben Stunde auf dem Rücken einer sanft schreitenden Schimmelstute befand, während Staunton einen hohen bräunlichen Gaul bestieg, dem der Hausknecht des Hotels das mannigfache Gepäck des Fräuleins nicht ohne Mühe aufgeschnallt hatte. Zehn Minuten später ritten sie schon nach jenem terrassenförmigen, hohen, waldbedeckten Plateau hinan, das der Stadt Toronto einen so wirkungsvollen Hintergrund verleiht.

„Wie wird der Vater erstaunt sein," sagte Grace zu ihrem Begleiter, während die Pferde langsam Schritt vor Schritt stiegen, „wenn ich diesmal mit einem Beschützer komme. Ich habe schon einige Male den Weg ganz allein zurückgelegt, selbst in späterer Stunde als jetzt."

„Aber fürchten Sie denn keine Gefahren in dieser Einsamkeit? Wir sind hier an der Grenze des unermeßlichen Waldlandes," entgegnete Staunton.

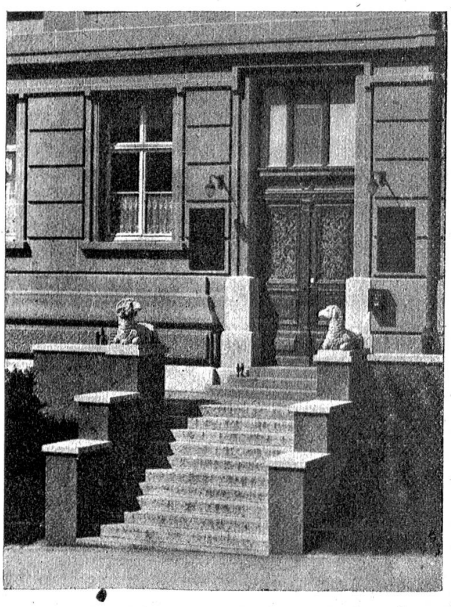
„Es ist mir nie eingefallen, mich zu fürchten," antwortete das Mädchen. „Nur bei dunkler Nacht kann ich den Weg nicht zurücklegen, weil ich mich dann verirren möchte oder doch stolpern über Wurzeln."

„Sind denn in dieser Gegend nicht noch von den Ureinwohnern zu treffen?" fragte Staunton.



Das kantonale Frauenspital in Bern.

„O! sagte lachend das Mädchen. „Man sieht, mein Herr, daß Sie aus den großen Städten an der Küste gekommen, wo man glaubt, bei uns gehe es noch zu, wie in den Zeiten des seligen Lederstrumpf. Wir haben hier allerdings in der Nähe sogenannte Wilde, ja selbst ganze Indianerdörfer, wie z. B. Mara, wo Leute vom alten Stamme der Chippewayer leben. Aber das sind die besten Menschen, die es gibt, Methodistenmissionäre haben sie zum Christentum bekehrt und aus den ehemaligen verwegenen Kriegern ein friedliches Volk von Ackerbauern gemacht, die höchstens zur Jagd die Flinte in die Hand nehmen und den Speer zum Lachsfang.



Eingang für Patienten.

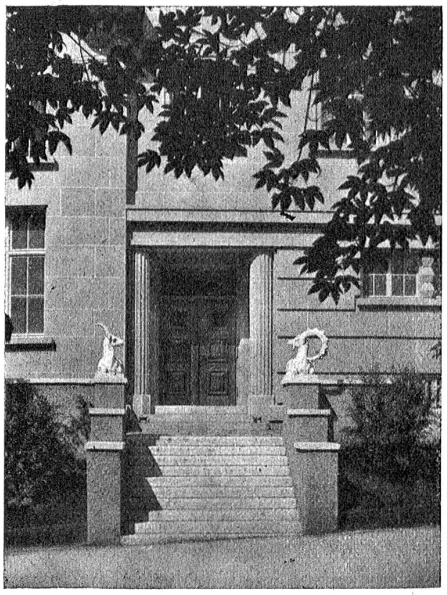
Sie und ihre Frauen und Kinder besuchen uns oft und bringen dem Vater seltene Pflanzen; auch einer der Körbe, der an Ihrer Satteltasche dort hängt, ist indianische Arbeit. Der ist auf der Schlangeninsel geflochten worden, die in einem stillen Waldsee nicht fern von unserer Behausung liegt. Jener ganze See und die Insel gehörten nach einem neuerdings bestätigten Vertrage für ewige Zeiten den Resten der indianischen Nation dieser Gegend. Und gerade deshalb, weil man die guten Leute hier duldet und in ihren Rechten schont, sind sie unsere besten Nachbarn."

Das junge Mädchen erzählte dies und ähnliches mit um so größerer Redefertigkeit, als ihr, je mehr sie in die Tiefe der Wälder kamen, die Schweigsamkeit ihres vorher so beredten Begleiters aufzufallen und beinahe Angst zu machen begann. Erst jetzt bedachte sie, wie sie eigentlich einem gänzlich Unbekannten dadurch, daß sie sich in seinen Schutz begeben, ein kaum zu rechtfertigendes Vertrauen geschenkt habe.

(Fortsetzung folgt.)

Das kantonale Frauenspital in Bern.

Im Jahre 1482 gab es laut Urkunde 4 Hebammen in der Stadt Bern; gleichzeitig war in der sogenannten „Elendherberge" eine Wehmutter angestellt für besondere Fälle. Hier wird man den Anfang der bernischen Frauenklinik und Entbindungsanstalt zu suchen haben. In späterer Zeit entstanden Notfallstuben im Burgerspital und im Inselspital. Wie damals die Hebammen herangebildet wurden, ist uns nicht bekannt; jedenfalls bestand noch keine Hebammenschule. Erst im Jahre 1782 wurde in Bern eine solche eingerichtet auf die Anregung eines Dr. Venel aus Yverdon hin,



Studenten-Eingang.